



Sturm im Morgengrauen

Global Village: Verwirrte Revolutionäre beschießen im Tschad ein leeres Parlamentsgebäude und treffen ein deutsches Hotel.

Afrika sei etwas merkwürdig, findet Benoît Kuborn und lächelt ein bisschen verlegen. Er möchte nichts Schlechtes sagen über den Kontinent, er sei auch noch nicht lange hier.

Dennoch. „Semper aliquid novi Africam adferre“, der alte Lateinerspruch komme ihm in letzter Zeit häufiger in den Sinn. Aus Afrika gebe es immer etwas Neues, schrieb schon Plinius der Ältere im ersten Jahrhundert. „Vorsichtig ausgedrückt“, fügt Monsieur Kuborn hinzu.

Er spricht leise, doch seine Worte hallen durch den riesigen Raum. Herr Kuborn, der aus Luxemburg stammt, wirkt etwas verloren darin. Die Wände sind zum Teil mit Marmor verkleidet, die Fenster mit schweren Gardinen behangen. Gewaltige Kronleuchter zieren die Decke, im Foyer stehen gepflegte Plüschmöbel aus rotem Samt. Ein solches Prachtgemäuer hätte ein Diktator wie Nicolae Ceaușescu errichten lassen können. „Hat er aber nicht“, sagt Herr Kuborn und lächelt. „Es war Gaddafi.“

Deshalb steht auch in riesigen Leuchtbuchstaben „Hotel Libya“ auf dem Kasten. „Dieses Otel“, sagt Herr Kuborn mit seinem charmanten französischen Akzent, „ist aber deutsch.“ Die Kempinski-Hotelkette hat es gepachtet, und es bietet alles, was eine Fünf-Sterne-Herberge zu bieten hat: 177 Zimmer, davon 156 „deluxe“. Alle mit Klimaanlage ausgestattet, Satellitenfernsehen, Internet-Zugang. Noch bis Ende des Jahres gilt das Einführungsangebot, das Zimmer deluxe 199, die Suite 397 Euro. Das sei sehr günstig, meint Benoît Kuborn, der Verkaufs- und Marketingdirektor.

Es ist nicht ganz klar, ob er das auch glaubt. Hinten, an der Bar des Hotels, befinden sich mehr Whiskysorten als Gäste. Draußen fegt ein Sandsturm ums Hotel. Das Thermometer zeigt über 40 Grad. Nur selten schwanken ein paar in weite Umhänge gehüllte Gestalten vorbei, den Turban tief ins Gesicht gezogen.

Richtige Touristen, das gibt Herr Kuborn gern zu, sieht man ausgesprochen selten in Ndjamenä, der Hauptstadt des Tschad: „Dazu ist es hier ein wenig wild.“ Er kann das beweisen. Herr Kuborn deutet auf die Sandsteinfassade des Hotels. Viel ist

nicht zu sehen. Ein paar Einschusslöcher, nicht tief. „Querschläger“, sagt Kuborn mit einem Lächeln, das Befremden zum Ausdruck bringen soll.

Er war gerade erst sechs Wochen im Land, als es passierte. Es geschah im Morgengrauen irgendwann zwischen fünf und sechs Uhr. Kuborn lag friedlich in seinem Bett und genoss „Eleganz und Komfort“ des Hotelzimmers, die Aircondition summt kaum hörbar vor sich hin, der Whirlpool im Wellness-Bereich wartete noch vergebens auf die ersten Frühaufsteher. Da knallte es plötzlich wie aus tausend Rohren.

Benoît Kuborn warf sich den Morgenmantel über und begab sich auf den „Pri-

zurück?“ Und nach einer Weile „haben sie gemerkt, dass das ja gar nicht der Präsidentenpalast war“. Der ganze Trupp sei dann weitergezogen, sagt Kuborn, „eine komische Angriff“. Kuborn schüttelt verständnislos den Kopf.

Den Fortgang der Geschichte kennt er aus der Zeitung. Die Umstürzler fuhrten noch ein wenig orientierungslos durch Ndjamenä. Und als dann die ersten verschlafenen Hauptstädter leichtsinnigerweise auf der Straße erschienen, erkundigten sie sich nach dem Weg zum Präsidenten. Aber da war es schon zu spät. Die tschadischen Rebellen waren ja schon über 800 Kilometer unterwegs gewesen: aus ihrem Versteck im Sudan, ganz im Osten,

bis nach Ndjamenä, an der Grenze zu Kamerun, ganz im Westen. Erstaunlich, dass sie auf diesem Marsch von niemandem angegriffen wurden.

Vielleicht hatten sie die französischen Mirage-Aufklärungsflugzeuge gesehen, die permanent über ihren Treck, der aus 70 bis 80 Fahrzeugen bestand, hinwegflogen. Aber sie dachten sich wohl nicht viel dabei. Als der Bürgermeister von Mongo, auf halbem Weg in die Hauptstadt, kapitulierte, war die Freude groß.

„Der Rest ist schnell erzählt“, sagt Benoît Kuborn. In Ndjamenä seien die Aufständischen dann in die Falle getappt. Die tschadische Armee

wusste von ihren französischen Verbündeten, dass die Rebellen von ihrem Versteck im Sudan aus im Anmarsch waren. Sie versteckte sich im Hinterhalt. Und als dann die Angreifer von der „Einheitsfront für Demokratischen Wandel“ Débys Palast endlich gefunden hatten, wurde ihnen schnell der Garaus gemacht.

Dem örtlichen Fernsehen konnte die Regierung nachher stolz einige Dutzend Tote und rund 300 gefangengenommene Rebellen präsentieren. Déby gewann wenig später die Präsidentschaftswahlen mit 64,67 Prozent. Und bei Herrn Kuborn im Hotel wurde das Wahlergebnis öffentlich verkündet. Es gab dann ein paar Verletzte, weil freude- und wohl auch dattelschnaps-trunkene Déby-Fans in die Luft schossen. Aber das, meint Herr Kuborn, sei schon wieder eine andere Geschichte aus Afrika.

THILO THIELKE



Hotelier Kuborn: Mehr Whiskysorten als Gäste

vat-Balkon“, über den jedes Zimmer verfügt. Drüben, auf der anderen Seite, liegt das Parlamentsgebäude. Meistens ist da nicht viel los. Eigentlich braucht der Tschad auch gar kein Parlament; er wird von einem einzelnen Herrn regiert, von Präsident Idriss Déby. An jenem 13. April 2006 aber war die Hölle los.

„Also“, sagt Monsieur Kuborn und zeigt vom Balkon herunter auf die andere Straßenseite, „da drüben waren die Angreifer, sie kamen in vielen Pick-ups.“ Sein Finger fährt ein Stück weiter: „Und da ist das Parlamentsgebäude. Da haben sie hingeschossen.“ Herr Kuborn lächelt, amüsiert jetzt. „Sie schossen die ganze Zeit. Immer wieder.“

Das sei wohl eine halbe Stunde so gegangen, sagt Kuborn. Dann hätten sich die Angreifer gewundert: „Warum wehrt sich denn niemand? Warum schießt niemand

THILO THIELKE / DER SPIEGEL